

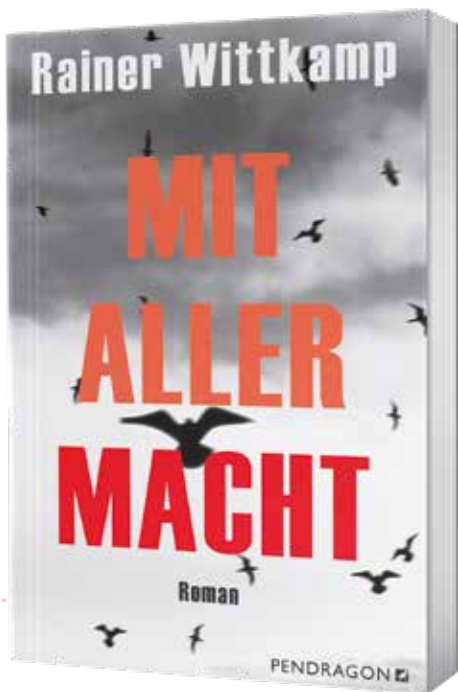
Rainer Wittkamp

MIT
ALLER
MACHT

LESE
PROBE

Roman

PENDRAGON 



Roman

*Aus dem Nachlass herausgegeben
von Günther Butkus und Alexander Häusser
Mit einem Nachwort von Christian Adam*

248 Seiten, Klappenbroschur, 13,5 x 20,6 cm

€ 18,00 (D), € 18,50 (A)

ISBN 978-3-86532-759-8



9 783865 327598

»Im Mittelpunkt stehen zwei Generationen einer Familie im 20. Jahrhundert. Das Private steht dem Kalkül eines Staatsapparates gegenüber: dem des Nationalsozialismus und später dem der DDR. Es wird die individuelle Schuldfrage in einem totalitären Staat beleuchtet, wodurch der Roman eine große Faszination ausübt.«

Hauke Harder
Buchhandlung Almut Schmidt

Ostberlin 1967: Peter Körber hält die Tagebücher seines leiblichen Vaters in den Händen, den er nie kennengelernt hat. Zwischen den Seiten steht ein Teil der Familiengeschichte, den man besser im Dunkeln gelassen hätte. Doch Peter kann nicht länger die Augen davor verschließen, denn die Geschichte droht sich zu wiederholen: Er soll Henker werden, so wie auch sein Vater vor ihm. Kann er sein Schicksal noch abwenden, oder hatte er von Anfang an keine Wahl?



Rainer Wittkamp wurde 1956 in Münster geboren. Er führte bei zahlreichen Fernsehserien Regie und betätigte sich außerdem als Stoffentwickler für Film- und Fernsehproduktionen. Er veröffentlichte viele erfolgreiche Kriminalromane, für die er Preise erhielt, sowie ein Buch über Jazz-Alben. Rainer Wittkamp starb 2020 kurz vor Fertigstellung des Manuskriptes. (Foto: © privat)

Leseprobe

Teil 1

(1949-1967)

Die frühesten Erinnerungen hatte Peter an seine Tante Edith, Vaters jüngere Schwester. Bei ihr hatte sein Vater ihn als Dreijährigen nach den verheerenden Bombenangriffen auf Leipzig Ende 1943 untergebracht. Sie wohnte in Berlin-Schöneweide, war unverheiratet und arbeitete als Fernschreiberin in der Verwaltung von Siemens & Halske.

Im ersten Sommer nach Kriegsende wurde er eingeschult und wuchs als ganz normaler Junge auf. Zwar ohne Vater, aber viele seiner Spielgefährten hatten ihre Väter auf den Schlachtfeldern verloren.

Seinen neunten Geburtstag feierten Tante Edith und Peter nicht wie üblich zu zweit, denn es gab eine Überraschung – ein Gast hatte sich angekündigt.

»Er ist ein sehr netter Mann, Peter. Du wirst ihn mögen. Und vielleicht ... vielleicht hat er sogar ein Geschenk für dich!«

»Wirklich? Glaubst du?«

»Warte es ab«, sagte Tante Edith geheimnisvoll.

Ein Geschenk von einem Unbekannten ...

Edith hatte einen Napfkuchen gebacken. Einen Gugelhupf mit ganz vielen Rosinen und drei Zentiliter Kirschwasser, das sie in einem Schanklokal an der Wuhlheide aufgetrieben hatte. Punkt 15 Uhr klingelte es. Tante Edith eilte zur Tür, um zu öffnen. Kurz darauf kam sie mit einem hageren Mann zurück, der sein linkes Bein ein wenig nachzog. Tante Edith strahlte, als sie ihn ihrem Neffen vorstellte.

»Peter, das ist Paul Körper ... Herr Körper, mein Neffe Peter.«

Die zwei schauten sich an, musterten sich eine ganze Weile, dann lächelten sie.

»Lieber Peter, es ist mir eine große Ehre, dass ich bei deiner Geburtstagsfeier dabei sein darf.«

Peter gab ihm die Hand und machte eine tiefe Verbeugung.

Paul Körper griff nach seiner Schulter, richtete ihn energisch auf.

»Peter! Du darfst dich vor niemandem verbeugen. Vor keinem Menschen. Nie im Leben. Verstehst du mich?«

Der Neunjährige nickte verwirrt.

»Dann ist es gut«, sagte Körber. »Herzlichen Glückwunsch zum Geburtstag, Peter. Ich habe ...«

Tante Edith unterbrach ihn. »Wir trinken erst einmal einen Kakao und essen Gugelhupf. Setzt euch bitte hin, meine Herren.«

Paul Körber und Peter nahmen Platz.

»Wie haltet ihr Wernickes es denn? Gibt es bei euch zum Geburtstag noch so was wie Geschenke? Oder verzichtet ihr auf diesen bourgeoisen Unsinn?«

Gespielt empört zog Tante Edith die Kakaokanne zurück. »Solche schlimmen Worte dulde ich nicht in meiner Wohnung, Herr Körber!«

»Umso besser, dann bin ich hier ja richtig.«

Umständlich zog er ein verpacktes Geschenk aus seiner abgewetzten Ledertasche hervor, legte es außerhalb Peters Reichweite auf den Tisch und zwinkerte Tante Edith zu.

Sie lächelte, nahm ihr eigenes Geschenk vom Buffetschrank und gab es ihrem Neffen mit einem zärtlichen Kuss. »Na los, aufmachen ...«

Peter öffnete das Paket seiner Tante und war sprachlos. Darin war ein Karton der Firma Schuco mit einem Spielzeugmotorrad aus Blech, auf dem ein behelmter

Rennfahrer saß. Auf dem Rücken trug er die Startnummer 3. Aber das Tollste, das Verrückteste war, dass das Motorrad von alleine im Kreis fuhr, wenn man es mit einem Federschlüssel aufzog.

Peter strahlte über das ganze Gesicht. »Vielen Dank, Tante Edith!«

»Ich habe es in der amerikanischen Besatzungszone besorgt. War ganz schön schwierig.«

Paul Körber zog die Brauen hoch, doch Edith lächelte ihn entwaffnend an.

Daraufhin lächelte er zurück und schob dem Jungen sein Geschenk zu. »Auch von mir alles Gute zu deinem neunten Geburtstag!«

Peter nahm das Päckchen und öffnete es. Es war ein Buch mit einem farbigen Umschlag – *Huckleberry Finns Fahrten und Abenteuer* von Mark Twain. Versonnen blätterte der Junge das Buch durch. Es enthielt im Inneren viele bunte Zeichnungen.

»Vielen Dank, Herr Körber«, sagte Peter.

Paul Körber war gelernter Drucker, fünf Jahre älter als Edith, hatte ein Holzbein und war erst wenige Monate zuvor aus der mexikanischen Emigration in die Sowjetische Besatzungszone gekommen. Er war Kommunist, ehemaliger Angehöriger der Internatio-

nen Brigaden und hatte im Spanischen Bürgerkrieg im Thälmann-Bataillon gekämpft.

Wie Edith sehnte sich Paul nach ein bisschen Glück. Zwei Menschen, die zwangsläufig zueinander finden mussten. Edith störte sich nicht an seinem fehlenden Unterschenkel, Paul sich nicht am Sohn ihres Bruders.

Am nächsten Tag zog Paul Körber als Untermieter bei Edith Wernicke ein. Exakt zwei Monate später, am 7. Oktober 1949, wurde die Deutsche Demokratische Republik gegründet. Ein Aufbruch zu neuen, besseren Zeiten, wie Paul beim Abendbrot Edith und Peter versicherte.

Auch sonst gab es Veränderungen. Denn Paul wechselte von seiner kalten Schlafstätte im Zwischenflur schon bald unter Ediths warmes Plumeau.

Am 1. März 1950 heirateten Edith und Paul. Anschließend adoptierten sie Peter und er erhielt offiziell den Namen Körber. Der Name seines leiblichen Vaters wurde von da an nie mehr erwähnt.

Sogleich nach Gründung der DDR war Paul zum Direktor der Zentralen Druckerei-, Einkaufs- und Revisionsgesellschaft ernannt worden.

Von seiner Zeit während des Spanischen Bürgerkrie-

ges sprach Paul nie, wich Peters Fragen aus. Nur ein einziges Mal, nach dem Tod seines Kampfgefährten Juan Santos, mit dem er bei der Internationalen Brigade gekämpft hatte, erzählte er Peter davon. Da war sein Adoptivsohn allerdings schon dreizehn Jahre alt.

Peter war nachts wach geworden und hatte in der Küche noch Licht brennen sehen. Paul Körber saß allein am Küchentisch vor einer Flasche Wodka, das Gesicht tränennass.

»Was hast du, Papa?«, fragte Peter erschrocken und setzte sich zu ihm.

»Juan ... mein bester Freund ... mein einziger«, antwortete er mit schwerer Zunge. »Er ist gestern in Biarritz gestorben.«

»Wo ist das?«

»In Frankreich, kurz vor der spanischen Grenze. Juan wollte uns demnächst in Berlin besuchen. Dich und Mama kennenlernen. Als wir uns das letzte Mal gesehen haben, da warst du noch nicht einmal geboren.«

Paul griff nach dem Wodka und goss sich nach.

»Juan und ich ... uns verbindet etwas ... etwas Schreckliches. Etwas, das beinahe unser Leben zerstört hätte.«

»Was denn, Papa?«

»Wir waren damals aufrechte Kommunisten, grundehrliche Kämpfer, denen es nur um die Sache ging. Trotzdem standen wir in Spanien im Bürgerkrieg unter ständiger Überwachung. Nicht durch Francos faschistischen Geheimdienst, sondern durch die eigenen Genossen.«

In dieser Nacht hörte Peter von seinem Adoptivvater andere Töne.

»Über jeden von uns gab es in Moskau eine persönliche Akte. Im Archiv der Komintern. Alle Spanienkämpfer waren dort erfasst. Auch Juan und ich.«

»Warum haben sie das denn gemacht?«

»Das weiß ich nicht. Sie wollten eben alles wissen, die hohen Genossen in Moskau. Aber der Schlimmste war der Politikkommissar, den sie uns nach Spanien geschickt haben. Ein Bluthund namens André Marty.«

Peter hatte den Namen noch nie gehört, er klang in seinen Ohren aber irgendwie französisch. Oder doch eher spanisch?

»Marty war ein Kommunist aus Nordkatalonien. Einer der einflussreichsten Funktionäre der Komintern. Leider hatte er die Wahnvorstellung, dass unsere Interbrigaden durch faschistische Spione infiltriert

worden waren. Marty sah es als seine Aufgabe an, diese Verschwörer aufzuspüren und zu liquidieren.«

Paul erzählte seinem Stiefsohn von dem, was er und Juan in Spanien während des Bürgerkrieges erlebt hatten, und der Junge hörte gebannt zu. Obwohl die beiden unschuldig waren, gerieten sie schon bald in Marty's Fokus. Was sie aber nicht sonderlich ernst nahmen als die aufrichtigen Genossen, als die sie sich sahen.

Im Frühjahr 1937 bekamen die beiden den Auftrag, zwei anarchistische Freiwillige, die in der Schlacht von Jarama angeblich vor dem Feind feige zurückgewichen waren, zur Haft nach Alcala de Henares zu überstellen. Eine unangenehme Aufgabe, die Paul und Juan aber schließlich akzeptierten.

Am Zielort angekommen, mussten sie feststellen, dass es sich um kein normales Gefängnis handelte. Es war eine Abteilung, in der eine sowjetische Geheimsektion Hinrichtungen vornahm. Paul und sein Freund waren bestürzt, sie gaben André Marty ihr Entsetzen mit deutlichen Worten zu verstehen. Der Politikommissar begann, sie als Abweichler zu beschimpfen, setzte die Zwei unter Druck und drohte ihnen ebenfalls den Tod an. Paul und Juan konnten

ihre Haut nur dadurch retten, dass sie sich *freiwillig* als Schützen für die Hinrichtung meldeten.

Im Morgengrauen des nächsten Tages wurde der erste Anarchist in den Hof geführt und an einen Pfahl gebunden. Das Erschießungskommando hob die Gewehre, drückte ab, der Mann sackte tot zusammen. Fünf Minuten später wiederholte sich das Ganze mit dem zweiten Anarchisten. Auch dieser starb unter der mörderischen Gewehrsalve.

Paul war erschüttert, doch er flüsterte Juan zu, dass ihre Waffen statt mit scharfer Munition vermutlich nur mit Platzpatronen geladen worden waren. Das sei üblich, um das Gewissen der Schützen zu erleichtern. Damit sie nicht sicher sein konnten, wer von ihnen den tödlichen Schuss abgegeben hatte.

Da hörten die zwei Freunde hinter sich zynisches Gelächter; Marty hatte ihre Unterhaltung mitbekommen. Bei jedem Durchgang habe es nur zwei scharfe Patronen gegeben, erklärte er, und die hätten beide Male in ihren Gewehren gesteckt.

»Das war einer der schlimmsten Momente in meinem Leben«, sagte Paul zu seinem Adoptivsohn. Dann beschwor er den Jungen, all das Erzählte für sich zu behalten und niemandem davon zu berichten. Selbst

seiner Mutter Edith nicht. Paul streckte die Hand aus und Peter schlug ein.

Über diese Nacht hatten sie nie wieder gesprochen. Jahre später kam es Peter vor, als hätte er das alles nur geträumt.

Seine Eltern waren bestrebt, Peter eine möglichst gute Erziehung zukommen zu lassen. Als verdientem Spanienkämpfer standen Paul Körber etliche Privilegien zu, die er aber nicht allzu häufig in Anspruch nahm. Nur in Fragen der Bildung wich er davon ab. Peter wurde in jeder Hinsicht gefördert. Egal, ob es sich dabei um seine wissenschaftliche, musische, sportliche oder politisch-weltanschauliche Ausbildung handelte.

Mit der Zeit wurde sein Adoptivvater jedoch etwas nachgiebiger und schließlich konnte ihn Edith überreden, seinen Einfluss geltend zu machen, um von der engen Wohnung in Berlin-Schönevide in die Mitte der Stadt zu ziehen. Im Frühjahr 1955 erhielten die Körbers eine großzügig geschnittene Wohnung in einem der beiden neu errichteten Turmhäuser am Strausberger Platz. Im *Haus des Kindes*, auf der rechten Seite der Stalinallee.

Endlich hatte Peter ein eigenes Zimmer. Und er ging

jetzt auf die Immanuel-Kant-Oberschule in Lichtenberg. Natürlich waren seine Tage mit Lernen und Arbeit gefüllt. Aber das ging den Kindern der anderen sozialistischen Führungskader genauso. Peter leitete mehrere schulische Arbeitsgemeinschaften und war in der Freien Deutschen Jugend aktiv.

Das Hören von Westsendern war den Schülern strengstens verboten. Peters Klassenkamerad Bruno besaß aber bereits 1957 ein Transistorradio, das sein Vater, ein führender Ökonom bei der Kammer für Außenhandel, von einer Japanreise mitgebracht hatte. Zu einem Zeitpunkt, da man in der Republik solch komplizierte Wundergeräte noch nicht herzustellen vermochte.

Irgendwann hörte Peter auf dem Schulhof, dass sich eine Gruppe Mitschüler jeden Samstag im südlichen Teil des Volksparks Friedrichshain traf. Sie hatten ihren festen Treffpunkt hinter der Freilichtbühne, hörten dort heimlich *Club 18*, eine Jazz-Sendung für junge Leute vom RIAS Berlin, dem verhasstesten aller Westberliner Feindsender im Amerikanischen Sektor.

Sein Banknachbar Grischa Benthien war schon ein paarmal dabei gewesen und ziemlich begeistert. Er

wollte ihn überreden, mitzukommen. Doch obwohl er sein bester Freund war, zögerte Peter.

»Das ist verboten, Grischa. Was ist, wenn uns die Volkspolizei schnappt?«

»Die sind da nie. Außerdem legt John Hendrik am Samstag immer die allerneueste Jazzplatte aus Amerika auf. Letzte Woche hat er *A Blowin' Session* von Johnny Griffin gespielt. Kannst du dir das vorstellen? Ich glaube nicht. So was hast du nämlich noch nie gehört!«

Das war ein Argument, dem Peter erlag.

Am nächsten Samstag spielte John Hendrik im RIAS allerdings nicht Johnny Griffin, sondern die neueste Langspielplatte von Thelonious Monk, *Brilliant Corners*. Nicht nur die Musik war für Peter verwirrend, sondern auch das japanische Transistorradio, aus dem sie erklang. Es war ziemlich klein, aus grün-weißem Kunststoff, batteriebetrieben und besaß, wie Bruno ihm kundig erklärte, fünf Transistoren. Auf der Vorderseite hatte es eine kleine schwarze Skala, die von der Schriftzeile *Transistorized* gekrönt wurde.

Transistorized ... Ein Wort, das Peter noch jahrzehntelang ohne nachzudenken buchstabieren konnte.

»Ihr Schweinehunde! Was macht ihr da?«

Zwei Volkspolizisten ließen ihre Fahrräder fallen und stürmten auf die Schüler zu.

Bruno versuchte, das Transistorradio unter seiner Jacke zu verstecken, doch einer der Polizisten riss es ihm aus der Hand.

»Westsender hören ... Lumpenpack!«

Die Jungen gerieten in Panik und stoben in alle Richtungen davon wie wildgewordene Hühner, denen ein Marder die Kehle durchbeißen will. Niemand von ihnen dachte an Bruno, den die Polizisten in der Mangel hatten.

»Du bleibst hier, Saukerl!«

Peter und Grischa rannten durch den Volkspark bis zum östlichen Ende. Vorbei an einer Brigade Forstarbeiter, die junge Birken an der Hauptallee pflanzten, vorbei an angeregt plaudernden Spaziergängern, vorbei am Mont Klamott, wo sich die Liebespaare in der Dämmerung zum Knutschen trafen, immer weiter in Richtung Ausgang, so schnell sie konnten.

Endlich standen die beiden auf der Dimitroffstraße und hielten sich keuchend die schmerzenden Seiten.

»Scheiße«, sagte Grischa.

»Und Bruno?«

»Sag ich doch: Scheiße.«

Sie schauten sich an, waren aber beide zu feige, um zur Freilichtbühne zurückzulaufen.

»Der entkommt den Polizisten schon.«

»Glaubst du?«

»Klar. Bruno ist ausgefuchst.«

Aber Bruno war nicht ausgefuchst genug, um am nächsten Montag zum Unterrichtsbeginn in der Klasse antreten zu können. Bruno kam überhaupt nicht mehr in die Immanuel-Kant-Oberschule.

Warum? Darüber sprach man in der Lehranstalt nicht. Und erneut war Peter feige. Zu feige, um seine Lehrer darauf anzusprechen.

Neun Monate später hatte er die Angelegenheit bereits vergessen, als ein Mitschüler einen Brief aus Italien unter den Schulbänken kreisen ließ. Mit einer aufgeklebten Fotografie. In Farbe.

Das Bild zeigte den Schiefen Turm von Pisa, der sich gefährlich schräg nach rechts bog. Neben dem Turm stand Bruno. Und bog sich zur anderen Seite, ganz weit nach links, als würde er den Turm stützen, der ohne seine Hilfe jeden Moment umzukippen drohte.

Bruno grinste über das ganze Gesicht. Unter Italiens

greller Sonne. Als wollte er seine ehemaligen Klassenkameraden von der Immanuel-Kant-Oberschule auslachen, die alle feststeckten im doofen, ollen Ostberlin. Peter war überzeugt, dass Bruno das auch beabsichtigt hatte – seine alten Schulfreunde auszulachen.

Egal, Peter ignorierte Brunos Spott, schob ihn in die hinterste Ecke seines Gehirns, zu den unangenehmen Erinnerungen, die schon da waren und zu denen noch etliche andere kommen sollten.

A red circular graphic containing white text.

Lese- und
Presseexemplare
auch digital
erhältlich!

PENDRAGON 

Pendragon Verlag
Günther Butkus
Stapenhorststraße 15
D 33615 Bielefeld
Tel. 0521 69689
kontakt@pendragon.de

www.pendragon.de

Überreicht von Ihrer Buchhandlung

Gestaltung: Uta Zeißler, Bielefeld